

dtv



Tessa Randau

DER WALD, VIER FRAGEN, DAS LEBEN UND ICH



Von einer Begegnung,
die alles veränderte

Mit Illustrationen von Ruth Botzenhardt

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



Originalausgabe 2020

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© Tessa Randau 2020

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Michael Gaeb.

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlaggestaltung und Innenabbildungen:

Ruth Botzenhardt | buxdesign, München

Gesetzt aus der Sabon

Satz: Charlotte Dölker im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34976-5

*Für meine Eltern,
in Liebe*



WER SEINEM G
INNEREN KOMPASS
♡* FOLGT, ♡*
KOMMT AUCH MIT
GESCHLOSSENEN
👁️👁️ AUGEN👁️👁️
← ANS ZIEL →



DIE BEGEGNUNG

Wie oft habe ich mir schon den Kopf darüber zerbrochen, was mich an diesem Tag dorthin führte. War es die Sonne, die nach langer Abwesenheit so intensiv schien, als sei der Sommer zurückgekehrt, und mir das Gefühl gab, alles sei möglich? Oder war es der Moment zwei Tage zuvor gewesen, als ich mich plötzlich heulend auf unserem Esszimmerboden wiederfand, umgeben von tausend Brotkrümeln und orangefarbenen Möhrenbreiflecken. Vielleicht war es auch die Enge, die ich in meinem Brustkorb spürte, als ich abgehetzt von der Arbeit in mein Auto sprang, um schnell zur Kita und zur Schule zu fahren? Vage erinnere ich mich daran, dass ich unsere Babysitterin anrief und sie bat, die Kinder abzuholen. Ich gab vor, noch in ein wichtiges Meeting zu müssen. »Es kann spät werden«, fügte ich hinzu. Dann fuhr ich los, ohne mein Ziel zu kennen.

Irgendwann später, ich hatte mein Auto schon lange abgestellt, lief ich einen schmalen, von hohen Laubbäumen gesäumten Pfad entlang. Das rotbraune Blätterdach raschelte über meinem Kopf. Die ockergelben

Strahlen der Nachmittagssonne, die schräg durch vereinzelte Lücken fielen, tauchten die Umgebung in ein warmes Licht. Und dann war sie da. Meine Lichtung. Die alte knorrige Eiche, in deren dicken Stamm ich einst mühsam meine Initialen geritzt hatte, breitete ihre mächtigen Äste aus, als wolle sie mich willkommen heißen. Ein sanfter Wind ließ ihre gelben Blätter tänzelnd zu Boden schweben. Unter dem Baum, verwittert, aber noch ganz, die alte Bank. Nichts hatte sich verändert. Ein Fleckchen Erde, das wirkte, als sei es aus der Zeit gefallen. Es war, als wäre ich nach Hause gekommen.

Ich setzte mich hin und strich mit der Hand über das raue, von Flechten überzogene Holz, das sich angenehm warm anfühlte. Warum war ich nur so lange nicht mehr hier gewesen? Wie war es möglich, dass dieser Ort so viele Jahre aus meinem Leben verschwunden war? Plötzlich überfiel mich eine tiefe Traurigkeit, und meine Augen füllten sich mit Tränen. Was war nur los mit mir? Warum brachten mich in letzter Zeit schon Kleinigkeiten aus der Fassung? Warum war ich ständig gereizt und verlor viel zu schnell die Nerven? An diesem Morgen erst hatte ich die neue Kollegin zusammengestaucht, die mir versehentlich zwei falsche Zahlen übermittelt hatte. Eine Lappalie, aus der ich normalerweise keine große Sache gemacht hätte.

Ich betrachtete die Sonne, die gerade den Horizont berührte, und seufzte. Wahrscheinlich war ich einfach

nur müde und unausgeschlafen. Der Kleine hatte mich in der Nacht zuvor mit seinem Husten fast jede Stunde geweckt. Und auch die Nächte davor waren viel zu kurz gewesen, weil ich lange grübelnd wach gelegen und über mein neues Projekt in der Firma nachgedacht hatte.

»Wenn ich gleich heimkomme, lass ich einfach mal alles liegen und gehe direkt nach den Kindern ins Bett«, beschloss ich. Schon bei dem Gedanken an Schlaf fühlte ich mich ein bisschen besser.

»Außerdem brauche ich dringend eine kleine Auszeit«, schoss es mir durch den Kopf. Sehnsüchtig dachte ich an die große Sitzlandschaft in unserem Wohnzimmer, die inzwischen überwiegend als Hüpfburg genutzt wurde. Wie schön wäre es, dort endlich einmal wieder in Ruhe zu sitzen und einen Krimi zu lesen, ohne gestört zu werden. Oder mich in der Sauna zu entspannen, eingehüllt in wohltuende Dampfschwaden. Oder mal wieder essen zu gehen, mit meiner Freundin Heike. Zwei, drei Gläschen Wein, gute Gespräche und einfach unbeschwert sein. Wie sehr ich das vermisste.

Ich seufzte. Wieder einmal wurde mir schmerzlich bewusst, wie sehr mir meine besten Freundinnen fehlten. Seit der fünften Klasse waren Melli, Gisi, Heike und ich ein unzertrennliches Kleeblatt gewesen. Doch das Leben hatte uns auseinandergewirbelt. Inzwischen musste ich durch die halbe Republik reisen, wenn ich

Melli sehen wollte. Gisi hatte es sogar bis nach Amerika verschlagen. Und auch Heike traf ich viel zu selten, obwohl wir in derselben Stadt wohnten. Zuletzt hatten wir uns vor drei Monaten an ihrem Geburtstag gesehen. Selbst zum Telefonieren kamen wir kaum noch.

»Schluss mit dem Selbstmitleid!«, schalt ich mich und wischte die nassen Spuren meiner Tränen mit dem Handrücken weg. Dann fischte ich mein Handy aus der Handtasche, die neben mir auf der Bank lag, und schrieb: »Hallo Heike, vermisse dich! Lust auf einen Mädelsabend? Würde mich total freuen.« Dann fügte ich noch einen lachenden Smiley hinzu und spürte, wie sich auch meine Gesichtszüge wieder aufhellten. Ich drückte auf Senden, lehnte mich zurück und schloss die Augen.



16 Uhr. Ich war auf die Minute pünktlich. Leichtfüßig lief ich die schmale Treppe hinauf, die zu der kleinen Terrasse führt. Die meisten Tische waren schon besetzt. Doch von Heike war noch nichts zu sehen.

»Ciao, Bella«, begrüßte mich Luigi, der gerade mit einem vollen Tablett nach draußen kam. »Wie geht's dir?« Er stellte zwei Latte macchiato, einen Eisbecher mit Sahne und ein großes Stück Kuchen auf einen der hellen Holztische, an dem ein grauhaariges Paar saß.

»Prego«, sagte er und dann, wieder zu mir gewandt:
»Und du sitzt heute hier.« Er ging zu einem kleinen
Tisch am Rande der Terrasse, von wo aus man einen
besonders schönen Blick aufs Wasser hatte.

»Danke«, sagte ich und setzte mich. »Schön, mal
wieder hier zu sein!«

»Hast du schon einen Wunsch?«, fragte Luigi und
zückte seinen Bestellblock.

»Danke«, erwiderte ich. »Ich warte mit der Bestel-
lung noch, bis Heike da ist. Sie muss jeden Moment
kommen.«

»Oh, wie schön!«, sagte Luigi und zwinkerte mir zu.
»Dann wird's wohl wieder der Freundschaftsbecher,
si?«

»Wer weiß«, sagte ich und musste bei dem Gedanken
daran schmunzeln.

Heike und ich kannten das »Luigis« schon seit unse-
rer Schulzeit. Damals hatte das kleine gemütliche Eis-
café gerade neu eröffnet, und wir waren oft, gemein-
sam mit Melli und Gisi, dorthin gegangen. Meist hatten
wir, da unser Taschengeld knapp war, zu viert an einem
riesigen Krokantbecher mit Sahne gelöffelt, den Luigi
irgendwann spaßeshalber »Freundschaftsbecher« ge-
tauft hatte.

Ich lehnte mich zurück. Auch heute zeigte sich der
frühe Herbst wieder von seiner schönsten Seite. Unter-
halb der kleinen Terrasse breitete sich der Fluss aus,

an dessen Ufern viele Menschen die letzten Sonnenstrahlen genossen. Zu Fuß, auf Fahrrädern oder Inlineskates. Die Blätter der hohen Bäume, die zu beiden Seiten des Flusses standen, waren in unterschiedlichste Rot-, Gelb-, Grün- und Brauntöne gefärbt. Kurz beobachtete ich einen Labrador, der immer wieder begeistert ins Wasser sprang, um einen Stock zu apportieren, dann sah ich auf meine Uhr. »Wo bleibt Heike nur«, fragte ich mich nervös, denn um 18 Uhr musste ich schon wieder los und die Kinder abholen.

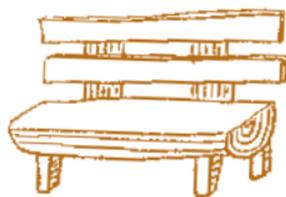
Schon seit Tagen hatte ich innerlich gebetet, dass nicht plötzlich eines unserer Kinder krank werden würde und wir das Treffen verschieben mussten. Es war schwer genug gewesen, diesen Termin zu finden. Seit ich meine Nachricht aus dem Wald an Heike geschickt hatte, waren zwei Wochen vergangen. Wochen, in denen ich mich mühsam durch den Alltag geschleppt hatte.

Zwanzig nach vier. Ob Heike irgendwo im Berufsverkehr stecken geblieben war? Ich holte mein Handy aus der Handtasche, die ich neben mich auf den leeren Stuhl gelegt hatte, und schrieb: »Wo bleibst du? Alles okay?«

Zehn Sekunden später kam die Antwort. »Oh nein!!!! War das heute??? Hab mir den Termin für nächsten Mittwoch eingetragen. Sorry, Süße! Kannst du da auch? Drück dich. Heike.«

Eine halbe Stunde später erreichte ich die alte Bank. Meine Glieder fühlten sich schwer an, so, als würde ich schon den ganzen Tag eine große Last mit mir herumschleppen. Ich setzte mich hin und sah nach oben. Die letzten Strahlen der Nachmittagssonne verfügten noch über genügend Kraft, um die Krone der alten Eiche golden leuchten zu lassen. Langsam ließ ich mich gegen die Rückenlehne sinken und schloss die Augen. Ich spürte, wie der Wind sanft über meine Arme strich, und lauschte dem Zwitschern der Vögel, das aus den Baumkronen zu mir herüberwehte. Nach und nach wurden mein Körper leichter und meine Lider schwerer. Mir war, als würden mich die Geräusche des Waldes ein Stück weit davontragen.

»Ein schönes Fleckchen Erde, nicht wahr?«, fragte plötzlich eine fremde Stimme. Erschrocken fuhr ich zusammen und öffnete die Augen. Neben mir auf der Bank saß eine alte Frau mit weißem Haar und lächelte mich freundlich an. Wo war sie nur auf einmal hergekommen? Ich hatte nichts gehört.



»Lassen Sie sich nicht stören«, sagte sie. »Ich setze mich manchmal hierhin, um ein bisschen nachzudenken.«

Für einen kurzen Moment hatte ich den Impuls aufzustehen. Ich war nicht hierhergekommen, um nach Gesellschaft zu suchen. Im Gegenteil. Doch vielleicht würde die alte Dame wieder gehen, wenn sie begriff, dass ich nicht an einem Schwätzchen interessiert war. Demonstrativ schloss ich erneut die Augen und hörte, wie ein Vogel im Dickicht scharrte.

»Sie sind auf der Suche«, sagte sie wieder in die Stille hinein. Es klang mehr wie eine Feststellung als wie eine Frage.

»Stimmt, nach Ruhe«, hätte ich am liebsten geantwortet, verkniff es mir aber und öffnete abermals die Augen.

»Wie kommen Sie darauf?«, fragte ich stattdessen und betrachtete meine Banknachbarin von der Seite. Sie hatte ihr weißes Haar streng zurückgekämmt und zu einem Dutt zusammengesteckt. Unter ihrem schlichten weißen Leinenkleid, das ihr bis zu den Fußknöcheln reichte, zeichnete sich ein schlanker, drahtiger Körper ab.

»Es war nur so ein Gefühl«, antwortete sie.

Wieder schloss ich die Augen. Ich war müde. Unendlich müde.

»Ich habe diesen Ort schon als Kind geliebt ...«, hör-

te ich ihre Stimme einige Minuten später wieder neben mir. Ich hatte schon gehofft, die fremde Frau sei so leise, wie sie gekommen war, wieder verschwunden. Statt zu antworten, gab ich nur ein leises Brummen von mir.

»... und auch als Erwachsene bin ich ab und zu hierhergekommen, wenn ich nicht mehr weiter wusste.«

»Und dann?« Ich öffnete die Augen und sah sie an. Später habe ich mich noch oft gefragt, was mich in diesem Moment dazu bewog, diese Frage zu stellen. Und wie mein Leben weiter verlaufen wäre, wenn ich es nicht getan hätte.

Die alte Frau bückte sich und hob ein Blatt auf, das gerade zu Boden gefallen war.

»Es gab mal eine Zeit, da fühlte ich mich wie ein Blatt im Wind. Es war, als trudelte ich haltlos durch die Luft, ohne zu wissen, wie ich die Kontrolle wiedererlangen konnte.«

Ich bekam eine Gänsehaut. Besser hätte ich meine eigenen Gefühle nicht beschreiben können.

»Dabei«, fuhr sie fort, »war von außen betrachtet alles gut: Ich hatte zwei kleine Kinder, einen lieben Mann, einen interessanten Beruf.« Sie machte eine kurze Pause und sah in die Ferne, so, als suche sie dort etwas am Horizont. »Aber in meinem Innersten sah es anders aus. Ich war so müde, so leer. Alles war anstrengend – selbst die schönen Dinge. Ich wusste nicht, was ich ändern sollte. Und das machte mir Angst. Kennen

Sie das?«, fragte sie nach einer kurzen Pause und sah mich an.

Es war, als hätte diese wildfremde Frau gerade über mich und mein Leben gesprochen. Doch ich war nicht bereit, ihr Dinge anzuvertrauen, die ich selbst nicht wirklich verstand.

»Was hat sich verändert?«, versuchte ich mit einer Gegenfrage auszuweichen.

»Ach, wissen Sie, ich habe damals viel nachgedacht und das ein oder andere ausprobiert. Und dann sind mir die Fragen des Lebens begeben.«

»Fragen des Lebens?«

»Auf den ersten Blick betrachtet sind es eigentlich nur vier simple Fragen«, sagte die alte Dame. »Aber sie haben die Kraft, ein ganzes Leben zu verändern.« Ihre Augen glänzten, als hätte sie mir gerade einen wertvollen Schatz zu Füßen gelegt.

»Wer's glaubt«, dachte ich spöttisch. Wahrscheinlich war die alte Dame sehr einsam und suchte gezielt nach Menschen zum Reden. Und damit ein möglichst langes Gespräch aufkam, hatte sie sich diesen Unsinn ausgedacht. Ich hielt es für besser, unsere Unterhaltung an diesem Punkt zu beenden, und stand auf.

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag«, sagte sie, als sie sah, dass ich gehen wollte. »Ich verrate Ihnen die erste Frage. Dann können Sie selbst herausfinden, ob etwas an der Sache dran ist.«

»Mhm«, murmelte ich und dachte kurz nach. Auch wenn das Ganze völlig absurd klang, musste ich doch zugeben, dass ich neugierig geworden war. »In Ordnung«, stimmte ich schließlich zu und setzte mich wieder.

»Was meinen Sie?«, fuhr sie fort, »wovon sollten wir uns leiten lassen, wenn wir eine Entscheidung treffen? Von unserem Kopf oder unseren Gefühlen?«

»Ist das die Frage?«, wollte ich wissen.

»Nein«, sagte sie und zwinkerte mir zu. »So weit sind wir noch nicht. Wir müssen uns ihr Schritt für Schritt nähern.«

»Auch das noch«, dachte ich und hätte am liebsten die Augen verdreht. Doch dann überlegte ich: Natürlich waren Gefühle wichtig, keine Frage, und man sollte sie dort, wo es sinnvoll war, auch ernst nehmen. Dennoch sollte bei wichtigen Entscheidungen der Kopf das letzte Wort haben, davon war ich – nicht nur in meinem Job als Controllerin – überzeugt.

»Vom Kopf«, antwortete ich deshalb.

»Und warum?«

»Weil wir nur mit Hilfe der Ratio logische und objektiv richtige Entscheidungen fällen können.«

»Meinen Sie?« Die alte Dame lächelte.

Erst jetzt fiel mir auf, wie glatt ihre Wangen waren, obwohl sie sicherlich über achtzig war. Oder war sie doch erst sechzig? Irgendwie war es mir unmöglich, ihr

Alter einzuschätzen. Etwas an ihr wirkte sehr alt, ein anderer Teil fast noch jugendlich. Plötzlich hatte ich das Gefühl, dass wir uns schon einmal irgendwo begegnet waren.

»Haben Sie Lust auf ein Gedankenspiel?«, fragte sie mich schließlich.

»Okay«, antwortete ich zögerlich. Ich konnte nicht genau sagen, warum, aber auf irgendeine Art und Weise faszinierte mich die alte Dame.

»Nehmen wir mal an, es gäbe eine junge Frau namens Julia«, sagte sie und faltete die Hände in ihrem Schoß. »Julia ist Anfang dreißig, sehr ehrgeizig und zielstrebig. Sie möchte unbedingt beruflich vorankommen, Karriere machen. Ihr Ziel: eines Tages eine Führungsposition zu erlangen. Julia hat aber noch einen weiteren Lebens Traum. Sie möchte Kinder. Dieser Wunsch ist so groß, dass sie und ihr Mann schon seit einiger Zeit versuchen, ein Kind zu bekommen.« Die alte Dame machte eine kurze Pause und sah mich an. »Alles so weit verständlich?«

Ich nickte, schließlich gab es da nichts, was schwer zu begreifen war.

»Nun passiert Folgendes«, fuhr sie fort. »Ganz unerwartet kündigt eine Vorgesetzte, und Julias Chef, der große Stücke auf sie hält, fragt sie, ob sie diese Position übernehmen möchte. Es ist ein Job mit interessanten Aufgaben, aber auch mit viel Verantwortung. Eine

Vollzeitstelle, bei der unregelmäßige Arbeitszeiten und Überstunden vorprogrammiert sind. Julia, die sich in den ersten Lebensjahren möglichst viel selbst um ihre Kinder kümmern möchte, weiß, dass sie diesen Job nur annehmen kann, wenn sie ihren Kinderwunsch nach hinten verschiebt. Sie ist verunsichert, weiß nicht, was sie tun soll: die Chance ergreifen oder das Angebot ablehnen?«

Sie sah mich an und lächelte freundlich. »Was würden Sie Julia raten? Was wäre aus Ihrer Sicht die objektiv richtige Entscheidung?«

Ich dachte kurz nach. Wo lag das Problem? Kind und Karriere waren doch mittlerweile kein Widerspruch mehr. Die alte Dame schien ziemlich antiquierte Vorstellungen zu haben.

»Ich finde, Julia sollte das Angebot annehmen und sich erst einmal auf die Karriere konzentrieren. Schließlich ist sie erst Anfang dreißig und hat noch viele Jahre Zeit zum Kinderkriegen. Vielleicht ergibt sich ja später die Möglichkeit, den Job runterzufahren. Und wenn nicht, kann sie trotzdem Mutter werden und ihr Kind in eine gute Betreuung geben.«

Die alte Dame nickte zustimmend. »Das klingt logisch und vernünftig«, pflichtete sie mir bei. Dann hob sie eine Augenbraue.

»Aber angenommen, Julias Herz sagt, dass sie jetzt und nicht später ein Kind bekommen möchte. Trotz-

dem willigt sie in das Jobangebot ein, weil sie Angst hat, dass sich ihr solch eine berufliche Chance nicht noch einmal bieten wird. Von Anfang an nagt ein Gefühl der Unzufriedenheit an ihr. Die Jahre vergehen, doch an Kürzertreten ist nicht zu denken. Julia wird immer unglücklicher. Inzwischen haben bereits all ihre Freundinnen Kinder. Mit Ende dreißig beschließt Julia, dass sie nicht mehr länger warten will. Sie versucht schwanger zu werden, doch es klappt nicht. Auch mehrere künstliche Befruchtungen führen nicht zum Erfolg. Die Situation wird immer belastender, sodass Julias Ehe daran zerbricht. Auch von ihren Freundinnen zieht sie sich zurück, weil sie deren Familienglück nicht mehr ertragen kann. Mit Ende vierzig ist Julia eine einsame, vom Leben enttäuschte Frau. Und das, obwohl sie eine objektiv vernünftige Entscheidung getroffen hat.«

»So ein Quatsch«, dachte ich ärgerlich. »Natürlich wäre auch solch ein Horrorszenario denkbar. Aber es sind doch noch zig andere Varianten möglich«, hielt ich dagegen.

»Welche denn zum Beispiel?«, hakte die alte Dame nach.

»Julia könnte den Job annehmen, völlig darin aufgehen und irgendwann feststellen, dass sie gar keine Kinder mehr will. Stattdessen könnte sie ihre beruflichen Erfolge und ihre Unabhängigkeit genießen.«

»Oder«, ich spürte, wie ich so richtig in Fahrt kam,

»sie könnte die Führungsposition ablehnen, Kinder bekommen und später den nächsten Karriereschritt machen. Wenn sie gut ist in dem, was sie tut, werden sich bestimmt weitere Chancen ergeben.«

»Außerdem«, fügte ich noch schnell hinzu, als ich sah, dass die alte Dame Luft holte, um etwas zu erwidern, »könnte Julia die neue Stelle annehmen und dennoch relativ schnell ein Kind bekommen. Auch wenn sie sich dann weniger selbst darum kümmern könnte, als sie es ursprünglich wollte, hieße das noch lange nicht, dass sie damit nicht trotzdem glücklich werden würde.«

»Okay!«, sagte die alte Dame und strich sich eine graue Haarsträhne aus dem Gesicht. »Das sind viele gute Einwände. Was meinen Sie, was wäre denn nun die objektiv richtige Entscheidung?«

Erst jetzt wurde mir bewusst, wie raffiniert sie mich aufs Glatteis geführt hatte.

»Na ja, in diesem Fall gibt es vielleicht keine«, gab ich widerwillig zu.

»Aber wie kann Julia dann herausfinden, was sie tun soll, wenn es keine objektiv richtige Lösung gibt?«

Einen Moment lang wusste ich nicht, was ich darauf antworten sollte. Intuitiv schloss ich die Augen und dachte nach. »Mithilfe ihrer Gefühle«, sagte ich, als ich sie ein paar Sekunden später wieder öffnete, und war selbst überrascht über meine Worte.

»Und wie könnte das konkret funktionieren?«

Wieder schloss ich die Augen, um nachzudenken. »Bevor Julia eine Entscheidung trifft, sollte sie in sich hineinhorchen«, sagte ich dann. »Sich fragen: ›Was will ich wirklich?‹ Erst wenn sie die Antwort darauf gefunden hat, kann sie die richtige Entscheidung fällen.« Ich öffnete die Augen und blickte direkt in das Gesicht der alten Dame, die jetzt so breit lächelte, als ob ich gerade den Jackpot geknackt hätte.

»Besser hätte ich es auch nicht sagen können. Natürlich ist unser Kopf wichtig. Er hilft uns dabei, Dinge aus verschiedenen Perspektiven zu beleuchten, Vor- und Nachteile abzuwägen. Doch bei all unseren Entscheidungen sollten auch unsere Gefühle Ja sagen.« Sie machte eine kurze Pause und sah mir intensiv in die Augen. »Unsere Gefühle sind wie ein innerer Kompass, der uns leitet. Manche spüren ihn im Bauch, andere«, sie legte ihre Hände auf ihre Brust, »im Herzen. Im Idealfall lenkt er uns bei all unseren Handlungen. Doch viele Menschen ignorieren ihren inneren Kompass, weil sie glauben, dass Gefühle bei wichtigen Entscheidungen nichts verloren haben, ja, sie halten sie sogar für schädlich. Manche können ihren inneren Kompass gar nicht mehr spüren, weil sie ihre Gefühle schon so häufig verdrängt haben. Sie treffen ihre Entscheidungen ausschließlich mit dem Kopf.« Sie legte ihre Stirn in Falten. »Doch genau hier liegt die Gefahr: Denn Dinge, die rational betrachtet vielleicht vernünftig erschei-

nen, müssen sich noch lange nicht gut anfühlen. Aber genau darauf kommt es an. Dass wir uns mit unseren Entscheidungen wohlfühlen. Schließlich sind wir Menschen aus Fleisch und Blut und keine Roboter.«

»Es ist also völlig egal, wie Julia sich entscheidet. Wichtig ist nur, dass ihr Kopf und ihr Herz in Einklang stehen?«, fasste ich das Gehörte noch einmal zusammen.

»Genau!« Sie nickte. »Es gibt nicht nur den einen richtigen Weg, sondern zig Varianten. Der Schlüssel zu Julias Glück liegt einzig und alleine darin, dass sie das, was sie tut, auch wirklich will. Dass sie bei jeder Entscheidung, die sie fällt, ihrem inneren Kompass folgt.«

Ich nahm einen tiefen Atemzug und spürte, wie wohltuend die frische Luft durch meine Lunge strömte. Auch wenn ich es anfangs nicht für möglich gehalten hätte, musste ich zugeben, dass das Gespräch interessant gewesen war. Trotzdem reichte es jetzt. Erschöpft rieb ich meine müden Augen.

»Wie sieht es aus? Wollen Sie immer noch die erste Frage des Lebens wissen?«, erkundigte sich die alte Dame. Sie schien bemerkt zu haben, dass mein Redebedarf endgültig gedeckt war.

»Ja.« Ich nickte.

»Sie haben sie übrigens schon selbst gefunden«, sagte sie und ihre braunen Augen blitzten schelmisch.

Ich war völlig perplex. »Wie meinen Sie das?«

»Eben, als Sie nach einer Lösung für Julia gesucht haben.«

Ich hatte immer noch keine Ahnung, was die alte Dame mir sagen wollte. »Wie lautet die Frage denn?«, fragte ich ungeduldig. Schließlich hatte ich keine Lust, mich jetzt auch noch auf ein Ratespielchen einzulassen.

»Na, dann will ich Sie nicht länger auf die Folter spannen«, sagte sie lächelnd. »Die erste Frage des Lebens lautet: ›Will ich das wirklich?‹«

»Wie bitte? Und dafür dieses lange Vorgeplänkel?«, dachte ich enttäuscht.

»Jetzt verrate ich Ihnen noch, wie Sie diese Frage anwenden müssen«, fügte sie hinzu.

»Anwenden«, was war das denn schon wieder für eine absurde Formulierung? Hier ging es doch nicht um ein Medikament, vor dessen Einnahme man zuerst einen Beipackzettel lesen musste.

»Fragen Sie sich ab jetzt in jeder wichtigen Situation, die auf Sie zukommt: ›Will ich das wirklich?‹ Sagt Ihr innerer Kompass Ja, so tun Sie das, was nötig ist. Sagt Ihr Kompass Nein, sollten Sie nach einer alternativen Lösung suchen. Eine, die sich für Sie gut anfühlt und zu der Sie mit Überzeugung Ja sagen können. So einfach ist es.«

Plötzlich stand die alte Frau auf. »Es war schön, mit Ihnen zu reden«, sagte sie und schenkte mir noch ein letztes, herzliches Lächeln. Die Sonne, die inzwischen

weitergewandert war, warf zartrosa Strahlen auf ihr Gesicht. Dann ging die alte Dame, ohne sich noch einmal umzudrehen, den kleinen Pfad entlang und war wenige Sekunden später aus meinem Blickfeld verschwunden.







EIN JA MIT FOLGEN

Am Abend nach der Begegnung im Wald hatte ich die Gedanken an das Gespräch weit von mir geschoben, zu absurd war mir all das vorgekommen. Bis am nächsten Nachmittag mein Handy klingelte und sich Anja, die Vorsitzende des Kita-Fördervereins, meldete. »Wir brauchen noch Kuchen für den Kleiderbasar am Samstag. Kannst du einen backen?«, hatte sie gefragt. Wie immer hatte ich Ja gesagt. Doch als ich den Hörer auflegte, fühlte ich mich auf einmal leer und kraftlos. Ich machte mir einen starken Espresso, setzte mich an den Esszimmertisch und sah zu, wie mein 15 Monate alter Sohn genüsslich an einem gelben Legostein lutschte. Er hatte ihn seiner fünf Jahre älteren Schwester stibitzt, die auf dem Wohnzimmerboden saß und hoch konzentriert ein Prinzessinnenschloss baute.

»Was ist los mit mir?«, fragte ich mich. »Warum bin ich so niedergeschlagen? Es geht doch nur darum, einen Kuchen zu backen. Warum wirft mich solch eine unbedeutende Sache so aus der Bahn?« Dann kam mir plötzlich eine Idee. Ich schloss meine Augen und fragte



mich: »Will ich das wirklich?« Ich spürte – nichts. Ich versuchte es noch einmal. Während ich mir die erste der vier Fragen des Lebens stellte, versuchte ich, tief in meinen Bauch zu atmen, so, wie es auf meiner Entspannungs-CD, die irgendwo ganz unten in einer Schublade vergraben war, empfohlen wurde. Nach mehreren Anläufen spürte ich etwas. Ein ganz leises, zaghaftes Nein.

Ich hatte im Moment viel Stress im Büro und würde am Freitag länger arbeiten müssen. Genau aus diesem Grund hatte ich für Freitagnachmittag die Babysitterin gebucht. Wenn ich heimkam, würde auch dort viel Arbeit auf mich warten. Und wenn ich endlich mit allem fertig sein würde, sollte ich mich in die Küche stellen und auch noch einen Kuchen backen? Allein schon der Gedanke daran ließ meine Stimmung weiter in den Keller sinken. Denn anders als die meisten Frauen in meinem Bekanntenkreis hasse ich Kuchenbacken. Auch Einkaufen und Kochen sind mir ein Graus, und ich bin froh, dass meine Mäuse in der Schule und in der Kita mit Essen versorgt werden und ich abends nur noch Brote schmieren muss. Meine Nachbarin Eva hat mir einmal erzählt, sie könne beim Kuchenbacken so gut entspannen wie beim Yoga. Ich dagegen gerate jedes Mal fast an den Rand eines Nervenzusammenbruchs, weil immer etwas schiefgeht.

Warum hatte ich also Ja gesagt? Weil mein Kopf der Ansicht gewesen war, dass es – logisch betrachtet –

keine große Sache war, abends noch schnell einen Kuchen zu backen? Nein, es war etwas anderes gewesen: Ich hatte Anja nicht enttäuschen wollen. Und ich wollte vor den anderen Müttern nicht als Drückebergerin dastehen. War das Ja also doch richtig gewesen?

Wieder schloss ich die Augen und fragte mich: »Will ich wirklich diesen Kuchen backen?« Diesmal war das Nein lauter, klarer. Statt zu backen, wollte ich viel lieber auf dem Sofa sitzen und die Füße hochlegen oder – besser noch – endlich einmal früh schlafen gehen.

Ich griff zum Handy, um Anja zu sagen, dass ich diesmal keinen Kuchen backen konnte, ließ es aber wieder sinken, weil ich ein leichtes Ziehen im Bauch spürte. Auch diese Lösung fühlte sich nicht gut an. Wieder schloss ich die Augen und horchte in mich hinein. Und plötzlich war die Antwort da: Ich würde einen Kuchen kaufen, bei unserem Lieblingsbäcker. Dort hatte ich schon häufiger ganze Zitronen-, Streusel- oder Zupfkuchen gesehen. Solch einen würde ich spenden. Dann bekam der Förderverein Geld für das große Sonnensegel, das die Kita so dringend brauchte, und ich hatte am Freitagabend meine Ruhe.

»Mami, kannst du mir helfen?«, fragte meine Große. Mühsam versuchte sie, ein schiefes Eingangstor mit rosafarbenen Zwiebeltürmen vor ihrem Schloss zum Stehen zu bringen.

»Moment, Maus, bin sofort bei dir«, sagte ich und

ging in die Küche, um meine Tasse in die Spülmaschine zu stellen.

Ich würde den Kuchen am Samstagmorgen kaufen und beim Basar vorbeibringen, überlegte ich. Plötzlich kam mir noch eine bessere Idee: Wie wär's, wenn ich meinen Mann Martin bitten würde, den Kuchen zu besorgen und die Kinder mitzunehmen? Direkt neben dem Basar war ein großer Spielplatz, dort könnte er noch ein bisschen mit den beiden bleiben, und ich hätte endlich einmal wieder die Gelegenheit, mich richtig auszuschlafen. Ich spürte, wie meine Mundwinkel bei dieser verlockenden Vorstellung nach oben schnellten. Und am Sonntag würde ich mich revanchieren: Dann würde ich die Kinder übernehmen und Martin konnte so lange im Bett liegen bleiben, wie er wollte.

»So, jetzt bin ich bereit«, sagte ich und setzte mich gut gelaunt mitten ins Lego-Chaos zu meinen Kindern. Die Leere und Kraftlosigkeit waren plötzlich verschwunden.

